

Eine Donaufahrt.

Überhand Impressionen. Von Gg. Engelbert Graf. II.*

Die Donau kummert sich nicht um nationale, kummert sich auch nicht um Klassenkämpfe. Behaglich breitet sie sich über die Ebene, umflankt mit hundert Armen Sandbänke und Inseln, und ihre Liebliche und Schönlinder, die Reicher und Wildenten und anderes Gevögel, fragen den Teufel danach, ob hüben ein tschechisch und drüben ein ungarisch angelegenes Schilderhaus und davor eine Uniform mit aufgepflanztem Seitengewehr steht. Aber seitdem der Herr den Erzengel mit flammendem Schwert als Wächterposten an die Tür des Paradieses stellte und Lösung und Feldgeschrei verlangt, machen es die Menschen nach; und der Selbat braucht den Unfrieden — denn er lebt davon.

Gleich hinter Wien an der Mündung der March beginnt heute die tschechoslowakische Grenze. Das soll ein jeder merken, der hier bei Theben vorüberfährt. Auf steiler Bergeshöhe hatten hier die Ungarn ihren Arpad ein 33 Meter hohes Denkmal gesetzt. Nur der Sockel steht noch davon, das übrige führten die Tschechen in die Donau. Ueber Bratislava, das auf unsern Landkarten noch österreichisch Preßburg heißt, ragen die heute noch stolzen Trümmer eines impotanten Renaissance Schlosses, das vor hundert Jahren in Flammen aufging. Maria Theresia feierte einst hier raufschende Feste, und am Fuße des Berges, dicht bei der Donau, stand bis 1918 ein vielbewundertes Denkmal von ihr. Bei dem Umsturz haben die Tschechen das Standbild in Stücke gerissen, den Sockel gesprengt, die Anlagen dem Erdboden gleichgemacht, die Kinder spielen auf dem Platz, und seines denks an Maria Theresia. (Bei uns hat man die höchsten Höhenzonenbäume konserviert, und von allen Schulwänden rufen noch huldvoll die Majestäten herab.)

Die Tschechen sind — das muß ihrem Chauvinismus zum Trost anerkannt werden — ein rühriges und hochbegabtes Volk. Es wird gebaut und gearbeitet. Von der großen Brücke in Bratislava Kilometer stromauf, Kilometer stromab, liegen am Rai verläut, oft zwei und drei nebeneinander, die Donaufähnen, werden beladen und entladen: Kohle, Mais, Getreide, Erdöl, aber auch Halbfabrikate der Schwerindustrie und landwirtschaftliche Maschinen. Neue Bank, aber auch neue Museen- und Schulbauten dicht am Ufer, die Anfertigung des alten Judenviertels verständig.

Von Bratislava bis Komorn ist das linke Donauufer tschechisch, das rechte ungarisch. Auf unserem Schiff bestand sich eine ungarische Triadengruppe, Studenten ungarischer Nationalität, aber tschechischer und österreichischer Staatsangehörigkeit. Als das erste Schilderhaus in Grünweißrot in Sicht kam, kimmten sie die ungarische Nationalhymne oder besser, das ungarische Nationalgebet an, und alles auf dem Schiff erhob sich von den Sigen und mußte die Kopfbedeckung abziehen, so erfordert es der Kgl. ungarische Nationalakt. Und jeder ungarische Gendarm am Ufer und jede ungarische Militärmäule wurde mit drausendem Gellen und Hui, hui, heurta! begrüßt. Und die Nationalhymne klang noch wohl ein dutzendmal im Laufe des Tages und stieg als Abendgebet, als die Sonne sich hinter den Bergen verlor, und stieg noch einmal, als das Schiff am Rai in Budapest anlegte.

Aber die Donau kummert sich nicht darum, wie auch wir uns nicht darum kümmern. Wir hocken auf dem Deck und genießen die Schönheit der Landschaft, wenn es auch scharf und schneidend von Südwest her weht. Und die drohenden Felsen von Komorn, die auf der ungarischen und die auf der tschechischen Seite, sind uns Selbsta.

Melanopolisch langsam brechen sich die breiten Räder der Strommühlen: ihre große Zahl deutet auf ein reiches Getreidehinterland. Wo die ersten Höhen des Balatonparks sind an das rechte Ufer heranrücken, hat eine Petrolrefinerie ein Röhrenlaboratorium und Turme und Tanks zur Destillation hingebaut. Eine moderne Zementfabrik hat sich in eine Talnische eingelassen: auch die Industrie hat ihren Einzug in dieses Land gehalten. Befestigte Kirchen und Kirchenruine mit Schießscharten und Burgen auf den Höhen und verlassen Bastionen erinnern an die Zeit, da andere Zwingerherren sich hier um das Land stritten.

Und in Esztergom lag die „Eszterburg“ des Nibelungenliedes, hier wurde das Schicksal der Burgunderhelden besiegelt. Auf einer abgefallenen Felsstufe über dem Städtchen drohen noch die Mauern einer starken Festung aus dem Mittelalter und aus den Türkenkriegen, die hier beide Schenkel der rechtwinklig gekrümmten Donau unmittelbar vor ihrem Eintritt in das ungarische Mittelgebirge beherrschte. Inmitten der alten Burg steht heute eine Imitation der Peterskirche in Rom, die nach Ausmaß und Milieu das ganze materielle Landschaftsbild verschandelt. Dynamit her, damit sie in Felsen fliegt!

Dafür entschädigt bald hinterher der Blick auf die Ruine von Bisztrab, der Hochburg und Residenz der ersten ungarischen Könige, die 250 Meter über der Donau auf steilem Berge mit Innen- und Türmen in den Himmel droht. Eine hohe, turmbewehrte Mauer zieht sich von der Burg bis zum Strom hinab und riegelt die Uferstraße mit einem starken fünfseitigen Bollwerk ab.

Hinter Waizen beginnt eine umständliche königlich ungarische Bah- und Zollkontrolle, an der Kriminal- und Zivilkommissar, Zöllner in Uniform und Marinejohndaten sich beteiligen, in kalter Grausamkeit den Inhalt der Koffer um und um wühlen und tausend unnötige Dinge fragen. Aber auch das geht vorüber.

Es ist mittlerweile Abend geworden. Groß- und golden flammten neben schmaler Mondhölle die Venus, der Stern der Liebe. Über Forth, der Diktator und Königsstellvertreter von Ungarn, wagt über die Stillehölle des Landes und bebröht jeden mit 80 Pengo — das sind ca. 65 Reichsmark — Buße, zahlbar sofort an den nächstbesten Wachmann, der einer Dame etwas zu tief unter den Hut in die Augen schaut.

So sitzen wir denn später höchst züchtig in einem kühlen Kaffeegarten und lauschen den Klängen der Pigeonkapelle. Das Cymbal sprudelt und schlägt Wellen, während es im Ufergebüsch flagt und liebt und zwitschert von sehnüchlichen Geigenklängen, dazu murrt und tauert der Bass.

Budapest ist eine städtische und vornehme Großstadt. Und die Magyaren bilden sich etwas ein auf sie. Sie bilden sich überhaupt manches ein; in einer ungarischen Zeitung fand ich im Leitartikel den Satz: „Die an politischen Erfahrungen reichsten Völker Europas, das englische und das ungarische.“ — Alle Achtung!

Es ist viel Schönes und Impopantes in der Stadt. Aber viel tolle Pracht. Das Reichstagsgebäude in mißverständlicher Gotik an die Donau gepakt — eine Barbarei! Die Fischerbastion — trotz ihrer entzündenden Aussicht —, als ob sie nach Entwürfen Wilhelms II. zurechtgebaut sei, und noch anderes mehr. Schmeigen wir davon. Aber die Burg aus den Glanzzeiten des 18. Jahrhunderts und die moderne Andraßystraße, deren Häuser einheitlich im Renaissancestil durchgeföhrt sind — da gleitet der Blick gern über Front und Konterzeihen.

Die Andraßystraße ist die Straße der vornehmen Herrschaften. Der Hochadel hat hier seine Winterwohnungen. Jetzt im Sommer jagt er draussen auf seinen Schlössern, und in der Stadt sind die Fenster von Gardinen verhängt, die Läden geschlossen. Tageländ Zimmer stehen leer, und in Budapest herrscht peinliche Wohnungs-

not, gibt es Tausende, die nicht wissen, wohin sie ihr Haupt betten sollen.

Arme Teufel, weinendes Elend, lauerndes Bettelvolk gibt es hier genug. Aber wenig Massenbewußtes Proletariat. Spärlich ragen die Fabrikshornkamine draußen im äußersten Umkreis der Stadt. Und doch war hier eine Räterepublik! Gelegenheiten darf man nicht verpassen — ja! Aber hier konnten nur Illusionäre hoffen, auf den Trümmern eines feudalen Ungarn ein kommunistisches Staatswesen zu errichten. Und heute hängen tausende christlicher Revolutionäre im Zuchthaus, müssen Tausende sich verstricken oder stumm sein wie die Fische. Und es braucht lange, bis die, die von kommunistischen Illusionen enttäuscht und von den Fortkämpfern verpöndelt wurden, sich wieder zu jähren Organisationsarbeit und zu geschlossenen Formationen zusammenschließen.

Das Gute empfiehlt sich selbst.

Ein Mann mit vielen guten Grundzügen, daß Bücher die Menschen bessern und wie denn überhaupt das Lesen guter Bücher nützlich und notwendig sei, wollte sich selbständig machen. Er hatte noch aus seiner Jugendzeit her gewisse ethische Prinzipien, und zeitweilen hatte ihm bei seiner Fronarbeit vorgeschwebt, daß, wenn er sich einmal selbständig machen könnte, für ihn nur ein Ausladen in Frage käme. Wie lebendig und sorglich er seiner Rundschau die Bücher ans Herz legen und empfehlen würde, das bedurfte für ihn bereits keiner Diskussion mehr. Er war Kontorist in einem großen Verlagshaus, und vielleicht hatten ihm hier auch das viele Lesen der sogenannten Wochenschrift und die Inserate der Buchhändlerzeitung eine hohe Meinung von Büchern beigebracht. Denn in diesen Anpreisungen füllte jedes erschienene Buch nicht nur die bekannte Lücke auf dem Büchermarkt aus, sondern war vielmehr darüber hinaus ein langweiliges, nie wieder erscheinendes, unheimlich hervorragendes Produkt dieses Verlages. Früher hatte er sich selbst viel gelesen. Aber mit der Zeit kam doch eine Grenze, wo er glaubte, das nicht mehr nötig zu haben. Denn seine Meinung über den Wert der Bücher stand ja fest. Absolut sicher war doch auch, daß er jahrelang sein Brot gehackt hätte. Und wo war dieses Brot hergekommen? Von Druck und Verkauf von Büchern. Dieser Bücherverkauf hatte ja auch noch mehr Angefachte ernährt, nicht nur die Familie des Chefs, die jedes Jahr von ihrer Seeetee eine Anstaltskarte an einige ältere Angestellte schickte.

Wenn er sich also jetzt selbständig machen wollte — woher er das Geld dazu hatte, gehört nicht hierher; von seinem Gehalt hatte er es sich allerdings nicht erspart — mußte er einen Laden haben. Nachdem er lange gesucht hatte, fand er einen in einer stillen Nebenstraße. Den mietete er und belam bald auf Grund einiger Beziehungen einen Hausen Bücher auf Kommission. Er fing erst einmal an, so sortierte, guckte sich von anderen Schaufenstern ab, wie man dort dekorierte und machte es nach. Ueber seine Schaufensterdekoration hing er ein Plakat mit seinem Leib- und Wagnerspruch: „Das Gute empfiehlt sich selbst.“

Wenn die Ladenklinge erdiente, machte er die erstaunlichsten Entdeckungen. Da wollte einer wissen, wo das Fahrradgeschäft, das in diesem Laden früher gewesen wäre, jetzt sei. Ein anderer fragte, ob der nächste Laden für Radioartikel noch weiter wäre. Bücher kaufte keiner. Nur ein alter Professor mit dem Kopf eines Niederaltersmenschen, fragte nach einer bestimmten Zeitschrift und perwickelte ihn in ein längeres Gespräch über die deutsche Sprache.

Da er also genug Zeit hatte, fing er an zu lesen. Zunächst fing er dort an, wo er vor vielen Jahren ungeschickte stehengeblieben war: bei den Klassikern. Er fand sie um, es mit Respekt zu sagen, so langweilig, daß er das Lesen wieder aufgab. Er führte es darauf zurück, daß er zu alt war und so, daß in seiner Jugend schon gefunden hatte. Ohne weiteres nahm er natürlich an, daß das die jungen Leute von heute auch finden würden, oben weiß es ihm vor reichlich vierzig Jahren so ergangen war. Sah er aber zu seinem Fenster hinaus und sah die Halbweidchen auf der hier wenig belobten, aber deshalb beliebten Bahndamm, mit allem möglichem, was ihnen vor die Füße kam, Fußball spielen, so wurde es ihm, dem bei den Klassikern stehengebliebenen Buchhändler zum Erlebnis, daß seine Zeitung recht hatte. Diese schrieb nämlich, daß Revolution, Republik und Schule an der Berrohung der Sitten und der Jugend schuld seien. Solche „Erlebnisse“ sind gar nicht so selten, wenn man die Eindriffe seiner Jugend noch nach vierzig Jahren für richtig hält. Allmählich dümmerte es ihm ein wenig, daß er sich jetzt, wo er selbst Geld verdienen mußte und nicht mehr am Monatsende sein Gehalt bezog, seine Träume von den Klassikern nicht mehr leisten konnte. Er las Bücher über Kellame und fand darin, daß die Amerikanisierung nicht mehr aufzuhalten sei und daß das „Gute“ — selbst wenn es sich z. B. um die Kirche handelte — sich nicht von selbst empfahl, sondern im Getöse des Reklamegeschreies wie ein Mauerblümchen in der Ecke stehen blieb. Alles, alles mußte von sich reden machen, wenn es im Wettlauf der trampelnden Selbstbehauptung gesehen und gehört werden wollte. Je mehr er las, desto ungeheurer erschien ihm sein kindlicher Versuch, durch gute Bücher — ausgerechnet in einer stillen Straße und ohne jede Reklame — auf die Menschen einzuwirken zu wollen. Diese Erkenntnis lähmte ihn und machte ihn ratlos.

Zwar hing er einmal ein paar Sportzeitungen in sein Schaufenster. Aber — seinen Laden hatten die Vorübergehenden gewissermaßen schon zu den Armen gelegt. Sein Geld schmolz dabei fort und die Angst packte ihn immer mehr. Viele Versuche, sich irgendwie aufzuraffen — Abbildungen nackter Frauenkörper und zuletzt wüste Schundliteratur — schlugen fehl. Der Versuch aber mit der Schundliteratur versetzte ihm den härtesten Schlag. Denn er war kein Geschäftsmann, sondern ein Mensch mit ethischen Prinzipien, der immer noch geglaubt hatte, das Gute empfiehlt sich selbst. Da hatte er sich nun die ganzen Jahre um nichts gekümmert, hatte es geradezu abgelehnt, sich mit dem, was er nicht brauchte, zu befassen. Jetzt sahnte er sich nach seinem Kontorkamerad zurück. Der aber war schon von einem jungen Manne befehlt. Er drehte den Gashahn auf, wurde aber vorzeitig entdeckt. Dann ging er zum Fürsorgeamt.

Keine Chronik.

Eine Volkswohnschau im Film wird auf Veranlassung und mit Unterstützung des Reichsausschusses für soziale Bildung in Berlin vom August ab regelmäßig hergestellt. Man hat sich im Juli schon vollständig eingearbeitet und zeigte auch in Leipzig bereits, wie die Wohnschau aussieht und aussehen soll. Den vielen Muster- und Musterhäusern, und wie sie alle heißen und heißen, mit ihren ewigen sich wühlenden Waffeln, handelsmittellenden Ministerpräsidenten und salutarischen Generalen, mit ihren Siegern im Selbstgeregerten und ihren Preisträgerinnen aller Nord- und Ostseeschiffahrtstouristen will man ein bißchen von dem wirtlichen Leben des Volkes zeigen, von dem, was die Menschen angeht, nicht, was ihnen vorgemacht wird. Säuglingsfürsorge und Gesundheitsturnen halt aller Sportfertiger, arbeitende Männer halt herumreisende Würdenträger und an Stelle jener Waffeln, die sich schneidlich auf die Wangen küssen, sehen wir schon weit lieber ein paar wirkliche Kamels, die sich mit weit ehrlicheren Gesichten aneinander reiben. Keine naturwissenschaftliche Beobachtungen aus den Zoologischen Gärten wird man

ebenfalls zu sehen bekommen wie die Schilderungen wichtiger Naturereignisse. Ferner wird man Feste und Aufmärsche der Arbeitervereine in allen Gegenden Deutschlands photographieren und damit natürlich bei der überwältigenden Mehrzahl der proletarischen Kinobesucher weit mehr Interesse und Befriedigung erwecken, als wenn man ihnen zeigt, wie Frau Kommerzientrat Schleitermann auf dem Wohlstandesfest den Sekt verfaßt, den ihr Herr Gemahl aus den leeren Taschen seiner Arbeiter und Angestellten bezahlt hat. Diese Volkswohnschau wird nicht etwa nur innerhalb unserer Organisationen in der Stadt und auf dem Lande gezeigt werden, sondern es werden sich bald auch sehr viele Volksspieltheater, zumal in den Arbeitervierteln der Großstädte und Fabrikorte, angelegentlich darum bemühen. Denn es ist natürlich klar, daß ihr Publikum es als eine dreiste Herausforderung empfinden müßte, wenn man ihm den alten reaktionären oder speichblügerischen Reklamequart noch vorführt, sobald es etwas Besseres und seinen Interessen Gemäheres gibt. So steht es zu erwarten, daß ganz abgesehen von der allmählich einkehrenden Propaganda der Partei und der Gewerkschaften für die Volkswohnschau, sich die an dieser Sache interessierten Kinobesucher schon von sich aus mit dem Reichsausschuss für soziale Bildung (Berlin SW 68, Lindenstraße 3) in Verbindung setzen. Uns würde das jedenfalls sehr rasch erscheinen.

Freibild-Unterwasser-Aufnahmen. Mit mehr oder minder gutem Erfolge hat man in der letzten Zeit versucht, für die Kinematographie brauchbare Unterwasser-Aufnahmen herzustellen. Besonders war es der amerikanische Ozeanograph J. E. Williamson, der eine Tiefseebrille konstruiert hatte — ein zohrähnliches Gefäß, das in das Meer hinabgelassen wurde und am Ende eine große Kugel mit einem Kristallfenster als Beobachtungsammer besaß —, mit der von den Kameraleuten überraschende Erfolge erzielt wurden. Bisher war es allerdings nicht möglich gewesen, auch Aufnahmen in größeren Tiefen vorzunehmen, und auch die Verzüge eines italienischen Ingenieurs, der unter Anwendung einer Lichtstärke von 300 000 Kerzen den Meeresboden „durchleuchten“ wollte, sind bis heute als gescheitert zu betrachten. Nun kommt die interessante Nachricht von neuen Unterwassererfahrungen, die auf rein farbenphotographischem Gebiete liegen. Aus Washington wird nämlich gemeldet, daß es Charles Martion von der National Geographic Society und dem Zoologen Dr. Longley gelungen ist, auf bestimmten farbenempfindlichen Platten sehr gute farbige Unterwassererfahrungen herzustellen. Bemerkenswert ist dabei, daß es sich um reine Momentphotographien handelt, die unter Zuhilfenahme von großen Ladungen Nihilisch, das unter Wasser zur Entzündung gebracht wurde, zustande gekommen sind. Da die Bilder ausgezeichnet ausgefallen sind, darf man annehmen, daß sich nunmehr auch für die vielfach besprochenen neuen hyperplastischen Filme die Möglichkeit ergibt, gute farbige Filmaufnahmen unter Wasser herzustellen. Für die wissenschaftliche Erforschung der Tiefseen wären derartige Aufnahmen natürlich von besonderer Bedeutung.

Dresdner Wettbewerb für Kleinplastik. Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden schreibt einen Wettbewerb für künstlerische Arbeiten der Kleinplastik aus, insbesondere solcher, die sich zur Ausstellung in Innenräumen öffentlicher Gebäude eignen. Zugelassen sind in Sachen lebende oder staatsangehörige Künstler. Verlangt wird Verwendung echten Materials, zum Ankauf sind 12 000 Reichsmark ausgesetzt; Einbegünstigter ist der 24. September d. J. Die endgültige Entscheidung liegt, nach Bericht der Akademie, beim sächsischen Innenministerium.

Um den Bauvertrag für den Völkerverbundspalast. Eine Entscheidung darüber, wem der Auftrag für die Ausführung des Völkerverbundspalastes in Genf erteilt werden soll, ist bis jetzt noch nicht getroffen. Seitens der schweizerischen Architekten wird empfohlen, daß ein Sonderausfluß des Völkerverbundsausschusses bestimmt, welcher von den neun preisgekrönten Entwürfen auszuführen werden soll. Von anderer Seite wird ein engerer Wettbewerb unter den neun Preisträgern vorgeschlagen. Das Sekretariat des Völkerverbundes ist mit der Prüfung dieser und anderer Vorschläge noch beschäftigt.

Neues Operettentheater. Das zur Zeit hier gastierende Ensemble vom Berliner Theater des Westens spielt „Die Tugendprinzessin“ des Operettenkomponisten Konowitsch (Wust von Kurt Jorgig). Keine Operette von großem Stille, und doch nicht ohne Vorzüge ihres Genres. Der eine: die Musik fliegt ohne das beliebte pseudo-opernhafte Gepänge dünn und bescheiden unter der Handlung hin. Sie verflüchtigt sich, ohne tagelang die Erinnerung peinlich zu beschäftigen. Der andere: Das Wort steht in enger Beziehung zur Situation (was bei Operetten immerhin bemerkenswert ist) und diese Situationen sind die des beachteten Sommergewankes. Man würde also die Unmöglichkeit der Verwechselungen wie auch den Ton, mit der respektablen Bürgertum in und um die Ehe geht, sie ernst nimmt und doch darüber ukt, ablehnen müssen, wenn die Inzenerierung sie nicht über jede Problematik hinausstrükt. Der Schwanke lebt mehr als jedes andere Bühnenstück von der Darstellung. Und die hier entfaltet durch die Routine, mit der sie den Unsin über die Bretter sprudelt. Einen so selbstverständlichen, fastigen Komiker wie Martin Kettner, eine so tolle Soubrette wie Elli Hoffmann, einen so wenig manierten Tenorbuffo wie Artur Hall haben wir seit langem am Dittiridring nicht gesehen. Marise Ludwigs Komik vertritt entschlossen ein wenig Pebal. Was gefanglich auf höhere Schöpfung Anspruch macht, trägt fast allein die auch im Spiel vorzügliche Anneliese Kiedner.

Kommende Bühnenstücke. Der Bühnenvertrieb des Berliner Verlags „Die Schinde“ hat ein Stück von Leo Lania „Genetralstet“; ferner die Dramatisierung des „Brauen Soldaten Schweiß“ von Max Brod und Hans Reimann und Fr. Th. Wolters Versuch einer Vollendung von Büchners „Woyzeck“ neu erworben.

Filmchau.

Wenn es nicht aus der Einleitung zu entnehmen wäre, würde man Das Kästel der Federmaus kaum für eine Parodie auf den Kriminalfilm halten. Wahrscheinlich merken es die wenigsten, wozan aber der Film selbst schuld ist. Von Spukismus, wird gefaselt, und, Spielernale, einer der gewaltigsten Kriminalisten; operiert langsam mit zwei Revolvern herum. Ein Mädchen schmuggelt seinen Liebsten als Gärtner ins Haus, und eine alte Dame trinkt Sirup und weiß von nichts. Auch der Zuschauer kommt lange nicht darauf, welche Rätsel ihm die „Fiebermaus“ aufgibt. Die Geschichte ist zu lang geraten. Eine Parodie ist nur als Greuelste möglich, nicht aber als umfangreicher Großfilm. Einen Hauptteil der Schuld (schon durch die verorteten Wähe in der Titel) trägt wohl der deutsche Bearbeiter Dr. Hermann Koffen, der sich über Gebühr breit macht, obwohl er augenfällig kein Talent zur Filmbearbeitung hat. (Alberhalla.)

Da ist der frant- und feele Kriminalfilm Der Geheimbund vom Todeskassio unterhaltsamer, weil er das reichlich hat, was dem vorhergehenden fehlt: Tempo. Der wilde Westen Amerikas in älterer Zeit. Tollkühne Raubzüge organisierter Banden von Geheimbundscharakter, ihre Bekämpfung durch Beauftragte der Regierung. Natürlich ohne Problematik, kaum Charaktere gezeichnet, wie das eben beim Wildwestfilm üblich ist. Aber es liegt Schmilj in dieser Kolportage. H.

* Der erste Aufsatz erschien am vorigen Donnerstag.